



*WOFÜR
BRAUCHEN WIR
EIGENTLICH
WACHSTUM?*

Auf der Suche nach einer Antwort kletterte BRIGITTE-Autorin Nataly Bleuel über singende Plüschpinguine in die Niederungen der Wirtschaftszentren und folgte den Höhenflügen der Experten. An einem überraschenden Ort wurde sie fündig

„Wir alle kaufen immer mehr.
Es gibt kaum jemanden,
der nicht zwanghaft konsumiert.
Ich auch.
Ich kaufe zwanghaft CDs.
Bei anderen sind es Klamotten,
Schuhe, Brillen.
Viele Männer, die behaupten,
immun zu sein,
kaufen sich ständig neue Bohrer
und Schraubenzieher.“
(Hartmut Rosa, Soziologe)

Neulich auf einer Party, ich bin beschwipst und sage zu einem Freund, der ist Volkswirtschaftler: „Warum muss es eigentlich immer Wirtschaftswachstum geben?“ Er starrt mich über sein Sektglas an. Dann ruft er laut: „Du willst also sagen, Shoppen hätte dir noch nie Spaß gemacht?“ Einige Tage später, wir haben Besuch, der Abend ist schon weinselig, komme ich wieder darauf. „Ich verstehe das nicht“, sage ich, „warum muss es immer mehr geben? Warum können wir nicht einfach stehen bleiben, es geht uns doch verhältnismäßig gut, wir müssten nur umverteilen, von den Wohlhabenden zu denen, die weniger haben.“ Ich erzähle nichts von diesem singenden Plüschpinguin, ohne den mein Sohn kürzlich nicht mehr leben zu können meinte. Unser Freund, er arbeitet im Arbeitsministerium, sagt: „Wenn die Wirtschaft nicht wächst, gehen Arbeitsplätze verloren.“ Der andere Freund, Künstler, blickt ihm fest in die Augen und sagt: „Na und?“ Alle schweigen. Darf man das denken?

Eigenartig: Selten hatte ich eine Frage, die die Menschen so aufbringt. Als wäre das Wirtschaftswachstum ein Tabu.

Ich bin mit der Wachstumsfrage großgeworden. In meinem Geburtsjahr, 1967, wurde das „Gesetz zur Förderung der Stabilität und des Wachstums der Wirtschaft“ verabschiedet. Als Kind hörte ich zum ersten Mal von dem Gedanken, das Wachstum könnte Grenzen haben. Es war Anfang der Siebziger, während der Ölkrise, als ein „Club of Rome“ warnte, die Sache mit dem Wirtschaftswachstum würde den Globus vernichten. Und zwar bald.

Das hat mir Angst gemacht. Aber bis heute habe ich den Grundmechanismus nicht kapiert. Das will ich aber, immerhin lebe ich darin und damit und vielleicht sogar dagegen. Bei Wikipedia steht: „Unter Wirtschaftswachstum versteht man die Änderung des Bruttoinlandprodukts (BIP), also der Summe der Preise der in einer Volkswirtschaft produzierten ökonomischen Güter (Waren und Dienstleistungen), von einer Periode zur nächsten.“ Aber wozu ist es nötig?

Es habe mal ein Leben ohne gegeben, lese ich bei dem Wirtschaftshistoriker Achatz von Müller. Bis zur industriellen Revolution glaubten die Menschen, der Vorrat der Welt sei begrenzt. Denen war die Vorstellung, Güter seien endlos vermehrbar, völlig fremd. Ein florentinischer Kaufmann hat 1450 geschrieben: „Indem ich reich bin, mache ich andere, die ich vielleicht gar nicht kenne, arm.“ Ich muss gestehen: So denke ich noch heute. Mittelalterlich! Irgendwie geht der Gedanke nicht in meinen Kopf rein, dass sich alles dauernd vermehren kann. Der Kapitalismus vollbringt dieses Wunder aber angeblich: In unendlicher Zirkulation vermehren sich Kapital, Produktion und Produktivität. „Ohne Wachstum kein Kapitalismus und vice versa“, das sagt nicht nur Professor Müller.

Ich brauche dringend Nachhilfe. Ich verabrede mich mit Claudia Kemfert, sie ist Professorin für Volkswirtschaft und Ökologie und kann komplizierte Dinge verständlich machen. Außerdem schicke ich Mails mit meiner Systemfrage an Professorin Beatrice Weder di Mauro, sie ist eine der fünf Wirtschaftsweisen in Deutschland; an den amerikanischen Professor Dennis Meadows, er hat die umstrittenen „Grenzen des Wachstums“ verfasst, in denen er vor 36 Jahren behauptete, dass knappe Rohstoffe und Nahrungsmittel und die Umweltverschmutzung die Erde in eine Katastrophe treiben würden. Und zwar zu einer Zeit, in der meine Kinder noch leben könnten. Wenn sie so alt würden wie Anna Schwartz. Die ist 93 und arbeitet in New York noch immer als Ökonomin. Auch ihr maile ich, immerhin hat sie schon mal eine Weltwirtschaftskrise überlebt und analysiert.

Dann sitze ich Claudia Kemfert gegenüber, in ihrem Büro im Deutschen Institut für Wirtschaft, sie lächelt mich erst mal nicht oberlehrhaft an und sagt, dass wir dringend ökologisch wirtschaften müssen, wollen wir Wachstum und Zukunft erhalten, und dass wir unbedingt die „richtigen Produkte“ her-

stellen müssten, nämlich solche, die unsere Welt nicht schädigen, etwa Sprit sparende Autos, Hybridwagen oder Elektromobile. Aber warum kann man nicht auf Wirtschaftswachstum verzichten? Ich hake immer wieder nach (und komme mir immer blöder vor). Und sie muss sich dauernd wiederholen (und wirkt immer genervter). Irgendwann frage ich: „Wie alt ist Ihre Nichte?“ Elf. „Wie würden Sie ihr das Wirtschaftswachstum erklären?“ So wie gerade. „Bitte noch mal für Blöde.“ Sie sagt: „Das Wirtschaftswachstum ist nichts anderes als das, worin wir heute leben. Die Produkte, die wir benötigen für den Lebensstandard, den wir aufrechterhalten wollen. Wir müssen uns immer fortbewegen, sonst verlieren wir Jobs, Steuern, Infrastruktur, unsere volkswirtschaftliche Leistung.“ Sie merkt, dass mich das nicht befriedigt. „Wir müssen wachsen, um die Inflation auszugleichen.“ Ich traue mich jetzt nicht zu fragen, wozu man die Inflation braucht. Ich erzähle ihr, dass mich die Thesen des Politikwissenschaftlers Benjamin Barber beeindruckt haben. Der sagt, der Markt produziere zu viele Waren, und um die loszuwerden, müsse er ständig neue Bedürfnisse wecken. Das schaffe er, indem er an unsere kindlichen Impulse appelliere. Aber, sage ich, es werden doch bescheuerte Bedürfnisse kreiert. Singende Plüschpinguine?!

Es ist still im Büro. Ich glaube, Frau Kemfert hält mich für eine Spinnerin. Sie sagt: „Wenn Sie sich weniger Wachstum wünschen, sind Sie jetzt gut aufgehoben, denn jetzt kommt die Rezession, und Sie verlieren Ihr Einkommen.“ Wenn wir null Wachstum hätten, müssten wir alle „autonom auf einem Bauernhof leben, ohne Elektrizität, ohne Wasser, ohne Warentausch“. Ich schalte das Aufnahmegerät aus. Bevor wir uns die Hand reichen, sagt sie, sie kenne diese Systemfrage gut, bei ihren Lesungen sei immer einer, der sie stelle. Ich sehe einen wirren Typen, bei dessen Frage alle die Augen verdrehen. Zu Hause sage ich meinem Mann, dass ich mir bekloppt vorkomme, wie ein Volltrottel. Er sagt: „Du bist jetzt Borat. Bleib dran. Allmählich wächst du in die Rolle des Hofnarren rein.“

Ich verabrede mich mit einem Moralisten. So hat man früher Soziologen genannt, die die Gesellschaft kritisch beobachten. Von Ulrich Beck weiß ich, dass er nicht nur über die Risiken und Chancen der Globalisierung nachgedacht hat. Sondern dass man ihn mal für einen Marxisten gehalten hat. Er hat Mut, so

einen brauche ich jetzt... Per Mail bekomme ich drei Absagen. Anna Schwartz und Beatrice Weder di Mauro sind nicht zu Stellungnahmen bereit, aus „terminlichen Gründen“. Dennis Meadows entschuldigt sich, er habe gerade 20 Interviews zum Wirtschaftswachstum gegeben, freue sich jedoch sehr, dass ich über „dieses wichtige Thema eine ernsthafte Diskussion führen möchte“, und wünscht mir viel Erfolg.

Ich recherchiere, und eine Zeit lang habe ich das Gefühl, ich würde das Wirtschaftswachstum in den Griff kriegen. Doch eines Morgens weiß ich nicht mehr, ob es eine Bedeutung hat oder ob es nur ein Zeichen ist, wie ein Mantra. Überall Beschreibungen, nirgends Erklärungen. Die Inflation zum Beispiel, gegen die man das Wachstum braucht, „bezeichnet in der Volkswirtschaftslehre einen andauernden, ‚signifikanten‘ Anstieg des Preisniveaus“. Schon klar. Um Tatsachen zu untermauern, gibt es mathematische Formeln. Zu scheinbaren statistischen und mathematischen Gewissheiten gibt es dann aber unterschiedliche, ja sich widersprechende Theorien. John Maynard Keynes gegen Milton Friedman, Neoklassiker gegen

Neoliberaler, Nachfrageorientierte vs. Angebotsorientierte... Mir scheint: Die Volkswirtschaftslehre ist ähnlich subjektiv wie die Literaturwissenschaft, die ich mal studiert habe.

Nur brauchten wir keine mathematischen Formeln. Und wir hatten nicht so viel Einfluss. Ich starre auf Grafiken und denke: Demnächst wird die Wachstumskurve aussehen wie ein sich übergebender

Bandwurm, der bekommt da in der Magenegend einen Riesenknick. Es wird schlimm. Sehr schlimm. Was können wir tun? Ich beobachte mein Kind, es spielt Monopoly, es will immer mehr, und dann will es nichts abgeben. Wir Menschen sind einfach so, denke ich: gierig. Bevor ich kapituliere, wende ich mich an einen Volksvertreter meines Vertrauens, der wird mir sagen können, wie unser Land funktioniert. Marco Bülow offenbart mir,

dass er auch nicht verstehe, warum die Wirtschaft immer wachsen müsse, und dass ihm diese Frage auch noch niemand beantworten konnte. Warum man nicht wenigstens anhalten könne? Irre sei ja auch, dass seit Ende der Siebziger das Bruttoinlandprodukt zwar stetig gestiegen ist, es den Menschen aber nicht wirklich bessergehe. Die Lebensqualität hänge eben auch von sozialen und ökologischen Faktoren ab. Und dann erzählt er von Bhutan, dem einzigen Land auf der Welt, das seinen Wohlstand nicht nur anhand des Wirtschaftswachstums bemesse. Der König hat sich und sein Land 1972 zum „Bruttonationalglück“ verpflichtet – indem er behauptete, das hinge auch von Gerechtigkeit, Umwelt, Kultur und anderen Sinnfragen ab.

Bevor ich auswandere, rufe ich Ulrich Beck an. Er sagt: „Wir leben seit zweihundert Jahren in einer paradoxen Welt, die ständig nach Ordnung ruft, aber zugleich Ordnung auflöst.“ Ihr Gesetz sei: „Die permanente Neuerung, die im wirtschaftlichen Erfolg ihr eigentliches Ziel hat – und abstrakt ist gegenüber den Folgen, die das möglicherweise hat für die Menschen, ihre Institutionen und die Welt, in der sie leben.“

Doch Beck meint, auch wenn es dazu im Prinzip keine Alternative gebe, erlebten wir zur Zeit einen Übergang zu einem „grünen Kapitalismus“. „Grünes Wachstum heißt beispielsweise, von der Kurzfristigkeit auf langfristige Kalkulationen umzustellen.“ Darin müsse auch der Konsument eine völlig neue Rolle spielen, denn: „Jeder Kaufakt

ist auch ein Wahlakt.“ Und dann sagt Professor Beck etwas, das mich aufhorchen lässt: Wenn es zu einer Überschneidung von Bürger und Konsument käme – ähnlich, wie es zu einer Überschneidung von Bürger und Arbeitnehmer gekommen ist im Zuge der Gewerkschaftsbewegung –, dann würde das für die Unternehmen einen enormen Drang zur Veränderung darstellen. „Die organisierten Arbeitnehmer kann man entlassen. Organisierte Konsumenten nicht.“

Eines schönen Tages werde ich fündig. Bei der „Sendung mit der Maus“. Nicht lachen! Christoph Biemann hat dafür das Bundesverdienstkreuz bekommen; ich finde, völlig zu Recht. Den hätte ich als Lehrer gebraucht. Denn mit seiner Antwort auf die Frage „Warum muss unsere Wirtschaft ständig wachsen?“ fällt bei mir endlich der Groschen: Wirtschaft ist Austausch von Produkten und Dienstleistungen. Heute tauschen wir keine Kuhhäute gegen Feuersteine mehr, wir benutzen Geld. Woher kommt das Geld? Bei uns von den Banken. Da sitzen Menschen, die Geld verdienen, manche sogar ganz schön viel. Und wie geht das? Die Banken wollen Geld dafür, dass sie Geld zur Verfügung stellen. Dieses Geld für das Geld – die Zinsen – müssen alle aufbringen, die in der Wirtschaft tauschen. Weil sie beim Tauschen immer nur den Gegenwert bekommen, müssen sie das, was das Geld kostet, zusätzlich aufbringen. Und solange die Wirtschaft wächst, sagt Christoph Biemann, sei das kein Problem.

Dafür also ist das Wirtschaftswachstum nötig: damit wir unser Tauschsystem abbezahlen können. Bei den Banken. Wenn das Wirtschaftswachstum unter dem liegt, was fürs Geld ausgegeben werden musste, dann wird's eng. Dann müssen sich alle verschulden, die Regierung, die Bevölkerung, der Staat. Es kommt zur Krise. Vielleicht zum Krieg, da will man sich bei anderen Ländern holen, was man braucht. Oder sogar zur Revolution, da holen es sich die Leute im eigenen Land. Von denen, die immer noch was haben. Die gibt es. Das sind die, die Vermögen angehäuft haben in Form von Zinsen, Kapital, Besitz. Rein theoretisch, lese ich bei dem Volkswirtschaftler Robert von Heusinger, wäre sogar eine Schrumpfung der Wirtschaft ohne Krise möglich (gemacht wurde das, selbstverständlich, noch nie): Die Vermögenden müssten einfach nur mehr als ihre Zinsen und Gewinne konsumieren – also ihr Vermögen aus- oder abgeben.

Ist das ständige Wirtschaftswachstum am Ende nur ein anderes Wort für die kindliche Gier nach immer mehr? Wenn stimmt, was ich da vom Wirtschaftswachstum gecheckt habe (aber bestimmt kann einer mit einer Formel das Gegenteil beweisen), dann lasst es uns doch so machen: Wir schaffen einfach die Banken ab... Kleiner Scherz. □

Mein Kind spielt Monopoly. Es will immer mehr, und dann will es nichts abgeben.

**ICH GUCKE
DEM KIND ZU
UND DENKE:
JA, MENSCHEN
SIND GIERIG**